

Italiener mögen vielleicht gar-
wenn man ihnen sage, Garibaldi
deutscher Abkunft gewesen
Sie hätten es ja auch nicht ge-
man hätten es an Capout behaup-
Aber es ist unweifelhaft, daß
wahr'stens langobardischen,
germanischen Blutes waren. Nicht
seine blauen Augen und blonden
lockten zu denken auf deutschen Ursprung.
sein Name (Garibaldi oder Gervasi,
dient noch jetzt Garibaldi) ist ein deut-
sches Wort, romanisiert. Sollen wir
zugesagen, daß die schlaueste Eingabe
des Jores ein vorwiegend deutscher
Name Zug sei? Wenn wir in
unseren Gesichts, daß Garibal-
di's romanischen Erbsittenungen suchen,
sich allerdings nur zwei deutliche
erheben. Aber eben den leuchtend-
sten der hellen Göttern, den den Solen
als Andreas Hofer den Bauren im
unter dem Kampfe gegen die Fremd-
herrschaft aufrief, als Stütz mit seinen
aus aus Berlin tritt, um auf eige-
nen den Krieg gegen Napoleon zu füh-
ren — waren sie nicht von ähnlichen
Ideen geleitet, sehen sie nicht Beide,
den ersten Helden der Freiheit, den
ersteren Helden der Freiheit, den
ersten, das Leben für den nächsten
in Jenseit ein wie Garibaldi, als er
in seinen Laufzug von Quarto abfuhr,
sein Leben und Raupel zu erheben?
Italiener haben sich jedoch dage-
schützt, daß man die hochherzige
Vergeltung als ein ausschließlich
narrisches Erbgut bezeichne. Die
Idee ihrer nationalen Wiedergeburt
reichlich an Bespielen idealer Ver-
ehrung, und sie haben ihre Einheit
mit dem ein Volk entrichten kann: mit
ihren besten Blute. Wenn ich die end-
lose Menge von Gräbern überhaupte, die
— fünfzig Jahre — von 1820 bis
— für die Streiter der nationalen
in Italien aufgefunden wurden,
sich daran denke, wie viel Talent,
Verstand und Glück mit diesen Jüng-
ern verlohren wurde, die immer und
wieder dem Tode entgegenliefen,
— der Ruf zu den Waffen erscholl.
— steht mir der Muth, die Aufopfer-
ung für eine Idee als eine deutliche
eigener Eigenschaft zu bezeichnen. Die
Italiener, man muß es ehrlich gestehen,
— uns daran überlassen, und sie ver-
— in dieser Beziehung den ersten
— unter den modernen Völkern.
Garibaldi war, wie Alter und Kran-
ken Körper derweilten, ein vol-
— schöner Mensch. Nicht groß, aber
ebenmäßig gebaut, vereinigte
— seiner Erscheinung nordische Kraft
— mit südlicher Anmuth. Seine Augen
— der Aufregung folgende Blässe
— haben, haben nicht nur die Frauen be-
— zogen, sondern auch unwiderstehlich be-
— auf die Kämpfer unter seinem
— len gemittelt. Er liebte es keines-
— seine Feinde durch Anreden
— geistern. Eadon für gewöhnlich
— warg, war er auf dem Schlachtfeld
— schweigend. Als er die römischen
— enten mußte, sagte er zu ihnen
— „Ihr habt bei mir nichts Anderes
— zu erwarten, als Hunger, Leiden und
— Tod.“ Als er am 30. April die
— Streiter zum erstenmal in die
— führte, rief er ihnen zu: „Ihr
— t die Reide an euch; vorwärts!“
— sie stürzten sich jubelnd den Fran-
— entgegen und hatten redlichen An-
— an der schweren Schlacht, die
— dalt Cabdinet erlief. Einige Tage
— hatte der französische Anführer
— ihn Officiere seines Stabes auf-
— am machen, daß die Männer der
— ichten Widerstand leisten würden, in
— erfindend Töne erwidert: „Vah
— tylosieren schlagen sich nicht.“ Auf
— Rückzüge nach Civitavecchia mag er
— anderer Meinung gewesen sein
— er war gründlich geschlagen war
— Garibaldi wollte ihn verfolgen
— gab unmittelbar nach dem Treffer
— er Porta San Pancrazio die Be-
— aus: „Nach Civitavecchia! Aber
— Umbrien waren anderer Meinung
— sagten, man dürfe die französische
— cheiser-Republik nicht zu sehr beun-
— : sie hofften noch immer auf den
— ausung und Frieden, und wurden er-
— aus ihrem Wahne gerissen, als er
— at war, Garibaldi's Rath zu befol-
— den. Der Widerstand im Lande ge-
— ichte, statt sich auf die Vertheidigung
— Rom's zu beschränken.
— am 30. April ergriffen Garibaldi zu
— dem Kampfsplatze. Consi sah
— ihn fast immer zu Pferde, denn er
— ein vorzüglicher Reiter und der
— gleich den alten Kriegermalern
— die er aus Montebello mitgebracht
— t, Steigbügel und Zaum. Er
— die die Gausen in den Pampas
— einer Seite desand sich stets ein
— Reiter, der ihm aus Südamerica
— Italien gefolgt war und als einziger
— den Saß führte. Wäken im be-
— in der Festschloß. Nach man den
— wagen wie einen Dämon aus der
— gegen die feindliche Vini-
— die. Er schlugen fauchte durch die Luft
— im nächsten Augenblicke strengte der
— zurück, hinter sich her den aufden
— Körper eines Franzosen schickten
— mit der Treue eines Hundes an
— Leide, und trachtete ihn stets mit sei-
— gegen die Augen zu bedecken
— selbst sehen unermüdet, bis ihm
— letzten Tagen der Belagerung das
— große Ziel zu führen seines Heer-
— freizette. Garibaldi wollte um ihn
— um einen Bräuer, denn er hatte ei-
— seinen Ders, und die vielen blauen
— denen, denn er bewohnte, äßen keine
— auf sein Eubergemüth. Er
— den auf jedem Gesichte um die Ge-
— ren, wenn er die Leide eines jenen
— in seinen Freimüthen sah, die laun-
— Stime im Anschlag hatten konnten
— dennoch zu den Waffen geistt waren
— sie trugen 1849 noch nicht die spätere
— sich gewordenen Rothbenden. Nicht
— Garibaldi selbst und die Officiere, d-
— ihn gegen Fofas gefolgt, hatten
— südamerikanische Kriegstracht
— Die Truppe selbst war nach
— dem Muster uniformirt, so doch
— und Feind kaum unterschieden
— den trankten. Dies und die zweif-

dicke Güte der Gemeine, welche die
Greißhaaren aus den päpstlichen Zug-
büchsen geholt hatten, bewogen Gar-
ibaldi zu fortschreitenden Sturmangriffen.
Das Bajonnet sollte entscheiden, da die
Musketen so wenig taugten — und das
Bajonnet wirkte, denn damals gab es
noch keine wunderthätigen Chassepots
und kein Schnellfeuer.

Nach dem Siege vor der Porta San
Pancrazio, nach den Tagen von Velletri
und Palestrina, wie nach jedem anderen
Kampfe sehnste Garibaldi jedes Verdienst
ab und schrieb den ganzen Erfolg stets
den Officieren und Soldaten zu. Seine
Selbstgeheißnet vertugte Lob nur sehr
gering. Wenn später auf Caprera enthu-
stetliche Besucher, von denen er aber
Gedächtniß gepflegt ward, seine Thaten pries-
sen, pflegte er gern zu antworten, sein
Glück liege es gemein, in einer Zeit zu le-
ben, in welcher die Idee der italienischen
Einigkeit sich unwiderstehlich Bahn brach.
Er betrachtete sich nicht als ihren Träger
und Helden, sondern nur als ihr Werk-
zeug. Daß er nach der Eroberung San-
ciens und Neapels das Land Victor
Emanuel schenkte und wie Cincinnatus
von dannen gieng, ohne auch nur daran
zu denken, wozon er künftig leben werde,
dachte ihm so selbstverständlich, daß er
gar nicht begriff, wie man ihn deshalb
rühmen könne. An ihn war nicht ein-
mal die Verführung herangetreten, nicht
ein Gedanke selbstthätigen Ehrgeizes
hatte sich in ihm geregt. Er aber brauchte
1860 nur zu wollen, und er stand als
Dictator an der Spitze einer süditalieni-
schen Republik oder er konnte das Roth-
schend mit dem Purpurmantel vertau-
schen und den Thron der Bourbonnen be-
steigen. Was wußten die Massen des
Südens von Freiheit, was verstand das
Volk Neapels, dieses große Kind, im
Grunde von der nationalen Idee? In
der Person Garibaldi's, dessen Bild noch
heute in jeder Stadt neben den heiligen
hängt, verkörperte sich den armen Bauern,
Schiffen und Fischern die neue Zeit, die
man ihnen verkündete. Ihn kannten sie,
ihn verehrten und liebten sie, ihm
allein wollten sie gehorchen.

Er aber verdachte nicht nur auf Glanz
und Macht, sondern auch auf die Erfül-
lung seines Sehnsüchstraumes. Im ent-
scheidenden Augenblicke wußte der Harte-
mann, vor dem Patrioten zurück; er
erkannte, daß er der italienischen Einheit
das Grab schaufeln würde, wenn er in
Neapel die Republik proclamirte, und
entsagte der Verwirklichung seines Ideals
dem Vaterlande zu Liebe.

Daß er es vermochte, erklärt sich dies
blos aus seiner überwältigenden Liebe für
Italien? War nicht auch reichliche poli-
tische Ermägung dazu erforderlich? Ich
glaube ja, und ich halte seinen Entschluß
von 1860 für einen Beweis, daß er in
politischen Dingen nicht gar so naiv war,
als manche seiner Äußerungen vermu-
thend liegen. Den Eingeständnis der Po-
litik stand er wohl stets fremd und ab-
stoßend gegenüber, aber für ihre großen
Züge zeigte er manchmal das feinste
Verständnis. Im Jahre 1852, nachdem
er kurz zuvor den größten Held seines
Lebens begangen und sich, gebielernd von
dem Namen der Republik, für eine
fremde Sache geschlagen hatte, äußerte er
in einem Gespräch für Italien sei es
unbedingt notwendig, sich an Deutsch-
land anzuschließen. Daß er in der näm-
lichen Unterredung die Föhrung der
österreichischen Armee in der Schlacht
von Custoza (1866) eine ausgezeichnete,
an die Taktik Napoleon's I. erinnernde
nannte, mag als Zeugnis seiner Unpar-
theilichkeit erwähnt werden.

Als er im März nach Palermo kam,
um bei der Gedächtnisfeier der sicilianischen
Vespert gegenwärtig zu sein, als er die
Stadt wiederab, die er einst mit stür-
mender Hand genommen, da erliegen er
wie ein Sterbender, am Abschied zu neh-
men vom Schauplatz seines Kämpfens,
von seinem Vaterlande. Sein Geist
war noch frisch, er erkannte noch die
alten Waffengefährten, deren mancher
aus weiter Ferne herbeigekifet waren, um
ihn zum letzten Male zu begrüßen; aber
der sieche Leib bot einen schmerzlichen
Anblick, und wer ihn sah, ahnte das
nahe Ende. Er konnte Reinem mehr
die Hände reichen, denn sie waren von
der Gicht bekrümmt, und wehmüthig
klang es von seinen Lippen: „Ich kann
nichts mehr leisten.“ Ihm war es noch
nicht genug, was er gethan, nicht genug,
daß er den Stoff für ein Epos geschaf-
fen, wie ihn sein Dichter prächtiger wün-
schen könnte! Den Löwen Italiens man-
gen ihm mit Recht nennen, und nach
seinem Tode kamen aus, ganz wie in der
Fabel, die Hefel von allen Seiten herbei,
um ihm Festsitze zu versetzen. Er, der
stirbt, aber so lange ein italienischer Herr-
schäft, wird es seiner in Liebe und
Danbarkeit gedenken.

Karl v. Falzer.

Der gestohlene Liebling.
(Amerikanische Skizze).

„Zehn Dollars Belohnung! Ent-
tauchen oder geflohen ein kleiner weißer
Pudel auf den Namen Plato hörend. Gegen
obige Belohnung wiederzubringen an
Fraulein Doubledée, Centralpart-Ave-
nue 188.“

„O, Tabitha, und nun lauf und lauf
es an allen Enden und Enden aufhören,
sprach nach andächtlichem Zuhören der
aufgelegten Annonce das dicke Frau-
lein Doubledée zu ihrer Dienerrin Ta-
bitha, welche halb als Geflüßschaffnerin fun-
girte und halb die Köllin repräsentirte.“

„Na, Tabby, nicht eher kommt Frieden
in diesen Wunden, bis er wieder an den
jungen meines Plato schlägt.“ Tabi-
tha machte sich marschbereit. „O Ta-
bby,“ schloßte die dicke fünfzigjährige
Jungfrau, „schaff ihn wieder! Plato
riß sie, die wurstartigen Finger in ein-
ander stechend, was soviel als höchstes
Stadium der Verwerflichkeit bedeutete,
wie magst du dich nach deiner Herrin
sehen, in wels' rothe Hände magst du
gerathen sein!“

„Und zu denken, daß sie ihn nicht
schlagen, Fraulein,“ jammerte Tabitha.
„O Tabby, wie kannst du nur!“ heul-
te Fraulein Doubledée. „Mein arme
Herrin bricht bei dem Gedanken! Lauf!
Tabby, lauf, daß ich Gefaßung in mei-
nen Qualen finde!“

Tabby lief, daß die Haden flogen.

Fräulein Doubledie, die reizende Petitiere, die sich wehen das leere Lager ihres vermählten Liebblings und freigeleitete Ermangelung seines Beispiels das blaue seidene Kuschelkissen, welches sie selbst mit Eiderwollwolle gepolstert und mit goldgelben Chenillekissen besetzt hatte.

„Sieb es noch ein zweites solches Bettchen auf der Welt!“ schrie sie, so schön, so klug, so treu! „Sonnenschein hoch springt er über meinen Sonnenkissen, apertiviert meine Brille mit und ohne Futural, holt alle Tage die Zeitung, welche der Bettträger unter die Hansbüsche schiebt. Wenn es im Winter kalte ist, liegt er stundenlang auf meinen armen, frierenden Füßen. Aufrecht kann er sitzen, „bitte, bitte“ deutlich hollen, „hante, hante“ knurren, daß ein Schmerzhöriger es begreift, und solche Perle von einem Hunde, der mehr als das Epitheton „Hund“ in der That für sich verdienen könnte, ist mir verfallen, während ich verdrissene für mein Wohlergehen betete. Gätte ich ihn doch nicht verlassen, ich brauchte jetzt nicht für ihn zu zittern. Warum erlauben Sie auch nicht, daß man überall Hunde minimirt! O mein Plato ist trotz seines heidnischen Namens ein gutes, treues Gemüth, der man sicherer in die Kirche nehmen kann, als so viele kleine dumme Kinder von New-York, welche die Anbacht föhren. Bei der nächsten Session werde ich eine Bill einreichen, welche das Mitführen auf Wohlergehen geprüfter Hunde an allen Orten gestattet.“

Und die Dame berechnete, auf wie viele Unterthürchen in beskreunden Kreisen diese Petition wohl rechnen könnte, als Zabby schon zurückkehrte, noch athemlos vom schnellen Lauf.

Aber die Herrin gönnte ihr nicht lange Ruhe. Sie mußte in der Stadt umherlaufen, so sehen, ob die Affischen auch niedrig genug angeschlagen und lesbar seien. Dann veranlaßte die Herzgebrochene wieder in schmerzliche Meditationen.

Diesmal erwiderte sie ein scharfer Hund an der Kinnel. Da sie allein im Hause war, stellte sie vorsichtig den Kopf zum oberen Etagefenster hinaus und sah einen eleganten Herrn, der den hiebeweinten Plato an der Schnur hielt. So rasch ihre zwei Centner Gewicht es erlaubten, zog sie die Treppe hinab und öffnete. Freudig bellend lagte die grausam Getrennten sich in den Armen, das heißt, der Hund bellte, und Fräulein Doubledie hielt ihn umschlingend.

„O, mein Herr,“ schluchzte sie in Freudenthränen und streckte ihm die eingedellte Hand entgegen, „kommen Sie gefälligst herein, mein Herr, daß ich Ihnen danken kann.“

Sie schloß trotz seines Protestes die Hansbüsche und zog den eleganten Gentlemen in ihren Salon.

„Erzählen Sie, bitte, wo Sie den Liebbling fanden,“ bat sie und präsenzierte Wein und Konfekt, und während der ehrsüchtige Zunder referirte, hielt sie krampfhaft den geliebten Freund am Herzen und fütterte ihn mit weingetränkten Süßigkeiten.

Der Hund erregte durch seine außerordentliche Schönheit meine Aufmerksamkeit!“ die Dame bebt vor Wonne bei diesem Lob — und zugleich erbebt bei vor Zorn, als ich ihn mißhandelt von den rohen Strolchen sah, die ihn am Strid zerrten und den widerstrebenden Hund schlugen. Die Zungefaß schätzte, und vor Zorn wadelte der flughund zum dem Schwanz. „Ich rebete die Wunden an die boten mir den Hund zum Bresten! Mein Mittelst ließ sich über den hohen Preis hinweg, welcher gebordert wurde, und ich schloß das liebe Thier von seinen schändlichen Qualern.“ Die Herrin des Hauses bräute mit einer Hand des Herrn Besitze und mit der anderen die Fote. Beide leussten unter dem wüthenden Drud. „Leider las ich am nächsten Tage, daß er nicht mein Eigenthum bleiben könne. Als ich erfuhr, daß Ihr verlorener Hund auf den Namen Plato hörte und am Halsband diesen berühmten Namen grabirt fand, ist mir sofort die Ueberzeugung aufgefliegen, daß der Hund von Strolchen einwendet und mein unrechtmäßiges Eigenthum war. Deshalb brachte ich dem geehrten Fräulein sofort das fluge Thier, welches ich in der kurzen Zeit so lieb gewonnen.“

Dabei griff er schmeichelnd nach Plato, aber dieser schien seine Gefühle nicht zu würdigen und schnappte nach der lieblosen Hand, zur größten Anagnation der Dame. Dante's Anbarten erschütterten die Lust. Fräulein Doubledie öfnete ihren Secretair und fragte, wie viel der liebe Herr für das schöne Thier ausgelegt, damit sie mit herzlichem Danke ihre Schuld zurückzahlen könne. Aber da kam sie schon an. Der Herr wollte davon nichts wissen.

„Beschwie mich der Himmel davor, Fräulein, die Kleinigkeit wieder zu nehmen,“ remonstrirte er.

„Aber, lieber Herr,“ rief, krampfhaft vor Bewunderung nach Attem schnappend, die torporene Jungfrau, „so viel Güte, so viel Mittelst, so viele Umstände — und Sie sollten obendrein noch pekuniären Schaden leiden? Kummermehr!“

„Aber mein Fräulein!“

„Aber mein Herr!“

Nach langer edelm Wettstreit entschloß Herr Jintins — so hieß der edle Mann — sich endlich, nur um das Fräulein nicht zu kränken, sein ausgesetztes Kaufgeld zurückzunehmen, und noch lange besang Fräulein Doubledie die Ungenüchlichkeit des noblen Menschen, welchem man fiezig Dollars aufbringen mußte. „Fattig! aufbringen, o Zabby!“ schloß jedesmal der Psalm. Doch ihrer Bitte, seinen Besatz zu widerholten, willfahrte er nicht.

So oft sie auch beim Kinnel an der Thüre sein Erscheinen erhoffte, er kam nicht.

Und doch traf sie bald unerwartet wieder mit ihm zusammen.

Die Affsen brachten einen Fall, welcher Fräulein Doubledie in Erinnerung der ausgeblenden Angst um den geliebten Vierfüßler doppelt interessirte.

Man war einer Bande Diebe auf die Spur gekommen, welche sich in aller Eile als Hundsfänger etablirt hatten, um die Hunde theils gegen Belohnung wieder abzulösen, theils auswärts zu verkaufen. In der ersten Zusageertheile sah die dicke Dame und bebt vor Entsetzen.

den, als die gefangenen Diebe zur-
theilung vorgeführt wurden. Nun
traf hoch die muthmaßlichen Räuber
des Friedens die verdiente Strafe.
Besonders gegen einen derselben, einen
ganz fähigen, kurz gefahrenen Schur-
ken, erging hoch des öffentlichen Anklä-
gers Rede in bestiger Beschuldigung.
„Er weis sich das Ansehen eines Stut-
zes zu geben und bringt den angeblich
theuer erkauften Hund den Befohlenen
zu. Besonders alten, nährigen
Jungfern soll er auf die Weise viel
Geld abgemindert haben.“
So weit kam der Redner, als ein
Schrei im Auditorium ihn unterbrach.
„Alle Augen wandten sich dorthin, auch
die großen, leeren Schmarotzer des
also Beschuldigten. Er erkannte die
Dame, und sich kühnlich verheugend, nicht
er ihr impetuos betrunklich zu.
„Das ist er, das ist er,“ riefte während
Häuslein Doublet, er hat mit auf die
Weise heutz Dollars abgestiftet. O,
Zaddy!“
„Die Dame ist gebeten, an den Zu-
genüß zu treten,“ rief der Anführer.
Aber indignirt über das Gefährde des
Publikums schwebte sie zur Thür hinaus.
„O Zaddy,“ sagte sie weinend dahin
und ich sehr Glauben unter den Thieren
heute zu finden, als unter den Herren
menschlicher Kreatur. O Zaddy, sie können
auf die Schmerzen eines mildenher-
zens spekuliren! Und, o Zaddy, was find
das für Geise in unserer freiesrepublik,
welche einem Beamten den Ausdruck
„alte nährige Jungfern“ gefastet! O
Zaddy!“

**Einige Anekdoten aus dem Leben
berühmter Zitherbändiger**

finden wir in der Wiener „Presse“ zu-
sammengestellt. Der erst vor wenigen
Wochen verstarbene Henri Martin war
im Jahre 1869 nach Boulogne-sur-Mer
gekommen, um daselbst vier Vorstellungen
zu geben. Bei der dritten Vorstel-
lung — wir lassen ihn selbst das Wort
— sagte ich zu Frau Martin, damit sie
nicht glaube, daß mich das Unglück über-
raschen könnte: „Höre, ich glaube, daß
ich morgen einige Schwierigkeiten mit
meinem Bösen „Coburg“ haben werde.
Er steht mich sonderbar an.“ Sie sagte
mir: „So annonciiren Sie das, ändern
Sie den Tag der Vorstellung; da liegt
es schließlich nichts daran.“ Ich ant-
wortete: „Nein, denn wenn ich dies ein-
mal thäte, so müßte ich es immer thun,
wenn die Zither „Capricien“ haben.“ In
der That, als ich anderen Tages in den
„Bömen von Wyford“, in jener Scene,
wo die Indianer mich angreifen, meinen
Bömen und meine Bömin zu Hülfe rief,
überfiel der Böme meine Feinde nicht,
sondern duckt sich flach dessen plötzlich
und grabt seine Nagel in die Bretter der
Bühne. Seine Augen werden ganz
glühend; ich war als Indianer ge-
kleidet; ich trug einen Dolch im Gürtel,
aber wie gewöhnlich keine Reitpeitsche.
Ich befehle meiner Bömin durch ein Zei-
chen, wegzugehen. Sie gehorcht, aber
der Böme springt auf mich zu, um mich
an der Brust zu packen. Ich gebe ihm
mit der Faust einen Schlag auf die
Schulter und drehe mir dabei das
Handgelenk und zwei Finger. Ich mache
„Coburg“ darauf ein Zeichen, sich zu
entfernen; er schüttelt die Mähne, duckt
sich ein zweites Mal und springt gera-
denwegs auf mich zu. Ich will ihm mit
einem Schläge begegnen, bemerke aber,
erst jetzt, daß meine Hand gebrochen
ist. . . . Schnell will der Blyp drehe ich
mich um, damit er mir nicht ins Gesicht
springt, und biete ihm meinen Schenkel.
Er baut seine Vorderzähne ein, hebt mich
auf und hält mich in der Luft, wie eine
Kage eine Maus.

Ich gebe ihm mit der Rechten einen
zweiten Faustschlag; das Fleisch von
meinem Schenkel reißt sich los, und die
Wunde läßt mich fallen. Ich richte mich
auf und blide um mich wie eine Furie,
denn ich sah wohl voraus, daß mein le-
gendes Augenlid gekommen. Ich konnte
mich ihm nicht zum dritten Mal entgegen-
stellen. Er sagte mir: Wenn ich
schreie, läßt Alles davon, das größte
Unglück kann geschehen, und ich bin nicht
vom Tode getrennt, der mich erwartet.
Ich mache also die Gesten eines Ver-
weisselten; ich wende dem Bömen der
Rücken, damit er mich packen und mir in
Raden den Garauz machen kann, ohne
mir das Gesicht zu zerreißen. Aber
zwei Sekunden vergehen, zwei Sekunden,
die mir wie eine Ewigkeit erscheinen. Ich
sehe mich um, der Böme ist wie ausge-
wedelt. Er steht bald das Publikum
und bald mich an. Ich mache ihm mit
der Hand das Zeichen fortzugehen, er
thut es und geht fort, als ob nichts vor-
gefallen wäre. Diese Scene hatte keine
drei Minuten gedauert, und jetzt erst
sahste ich ein Wohlbehagen, wie wenn
ich plötzlich zum Leben zurückkehrte. Ich
nahm den Schwel, den ich trug, um-
wickelte damit meine Hand, machte einige
Schritte nach dem Vordergrund und sagte
nach einer Verbeugung: „Meine Herren
und Damen! Mir ist soeben ein kleines
Unglück zugefallen, wie Sie gesehen ha-
ben. Aber ich hoffe, daß ich morgen oder
übermorgen die vierte und letzte der an-
gefügten Vorstellungen werde geben
können.“ Auch der Regier Demonicio
dürfte noch Vielen in der Erinnerung
sein. Seine Gestalt war auffallend hoch
und muskulös, und er wußte die Wirkung
seiner Erscheinung noch durch eine aus-
gezeichnete Eleganz zu steigern. Der Regier
war ein Dandy, vom Scite bis zur
Sohle, und jede weibliche Schöne, die ihn
so einhergehen gesehen hätte: eine Kne-
im Anknöpfen, die Füße in glänzende
Lackschuhe gewandt, stroßgelbe Ham-
bschuhe an den Händen und eine groß-
rolche oder blaue Seidenravotte um den
Hals gelegt, war bei seinem Anblick vor
Entzünden sicher in Ohnmaße ge-
fallen.

Uebrigens hat Demonicio nicht nur
bei weiblichen Schönen Gefallen erregt.
Sein Glid bei Europäern war
außerordentlich, wie es ihm so auch
schließlich gelang, eine solche, die Tochter
des bekannten Menagerieschaffers
Pantof, heimzuführen. Es ist ein ganz
blondes Weibchen, das den Kiesel wie ein
Schoßbündchen am Gängelbande
führt. Der moderne Orpheus ist der
willenloseste Gatte, der größte Pantof

Welch des Jahrhunderts geworden. Ein Mann mag sagen, was man will, diese Leute, welche ihr tägliches Brod unter an erbobenen Branten der Tiger zumammensaffen, verdienen unsere volle Bewundrung. Augen hat die Welt allerdings keinen von ihrer Tüchtigkeit, aber was für Augen bringen schließlich die meisten jener Herren, die alle Auszeichnungen für sich erlangen? In den Thierbädern lebt etwas von dem antiken Heldenmuthe, der antiken Lebensenergie; auch in ihren Erfolgen müssen wir einen Sieg der menschlichen Intelligenz über die widigen Infirmitäten der Natur begreifen. Doch sie trotz der Roboheit und Härte ihres Meisters Menschens bleiben sie doch, schwach, kleinmüthig und abhängig, das haben die angeführten Beispiele zur Genüge erwieien. Auch der Humor geht ihnen meistens aus. Das toden z. B. gegenwärtig die Brüder Regnier ganz Paris vor die Barriere du Leone, wofür sie in ihrer Schaubude Vorstellungen mit dreihundertdreißig Löwen geben. Die Begons sind keine Reulinge auf diesem Gebiete, denn sie entflammen einer alten Vandalen-Dynastie. Ihr Vater war eine Sommität dicker Güde und an ihn richtete ein „Amateur“ einmal die Frage: „Sagen Sie, wenn Sie in den Käfig zu Ihren Tigern treten, bekommen Sie da keine Furcht?“ Ueber das Gefühl des kleinen Regnier flog ein königliches Lächeln: „Furcht! Ich? Nein — aber Fidsje!“

Die Beschäftigung der Blinden in Paris.

Nach der Zählung von 1876 gibt es in Frankreich 11,631 Blinde, von denen etwa 2,003 in öffentlichen Anstalten und 6,000, die den besser stürkten Ständen angehören, in ihrer Familie sich befinden, während die übrigen 33,000 das hauptsächlichste Kontingent zur Bettelochse liefern. Andere Länder Europa's, selbst Aegypten und Mexico, gründeten Blinden-Veranstaltungen, in Frankreich aber blieb man in diesem Punkte bis jetzt zurück. Der Verfasser führt nun aus, daß die Blinden nicht bios arbeiten können, sondern auch gern arbeiten. Zunächst ist den Blinden die Gelehrtenlaufbahn nicht verschlossen; der Mangel des Augensichts scheint vielmehr den Blinden zu zwingen, sich zu konzentriren, also mehr zu leisten. Der bedeutende Publizist Robenbach, einer der Hauptakteure der religiösen Revolution, war blind; Augustin Thierry lehte aus noch seiner Erblindung seine historischen Arbeiten fort; unter den bei der Pariser Elektricitätsausstellung preisgekrönten Erfindern war auch ein Blindgeborener, und die Blinden von Blaincogen waren große Mathematiker. Besonders bedeutend ist das Gedächtniß der Blinden; in Japan gibt es ein Institut für Blindgeborene, deren Aufgabe es ist, die Geschichte ihres Landes auswendig zu wissen; sie sind reichende Annalen. Der nicht bios Rechnen, Gedächtniß, Musik u. s. w. ist bei den Blinden zu Hause, sondern auch noch Aufführeres.

Einhaus, der mit fünf Jahren erblindete, wurde ein berühmter Bildbauer und Bildal, der die Pariser durch seine ausgefallenen Tiergruppen entzückt, ist in seinem fünfzehnten Jahre erblindet. Die Beschäftigung der Blinden mit industriellen Arbeiten ist namentlich in England praktisch durchgeführt. Im Jahre 1877 waren dort in 20 verschiedenen Gefächnissen 914 Blinde verwendet, welche für 1,222,000 fr. Waaren produzierten und 577,000 fr. Arbeitslohn, das ist 651 fr. auf den Kopf verdienten. In den letzten fünf Jahren haben sich diese Ziffern wesentlich vermehrt. Die offizielle englische Statistik führt eine sehr große Zahl von Beschäftigungen auf, die von Blinden geübt werden, von der Handhabung der Pumper in den Minen und der Masabläse der Orgeln in den Kirchen bis zur Beschäftigung als Weber, Uhrmacher und Musik-Instrumentenmacher. Das letztere Handwerk hat sogar einem Blinden, dem Pariser Montal, große Verbefferungen zu verdanken. Ein solcher blinder Instrumentenmacher (Piano-Accordeur) verdiente in London, laut einem dem Congreß von 1878 erstatteten Bericht, jährlich 3750 frcs. Der Verfasser erinnert dann an die Thätigkeit des Schweizer Levauchaux-Glarle und konstatirt, daß derselbe auch in Frankreich es unternommen hat, Anstalten zur Beschäftigung der Blinden zu gründen. Jaac Perreir verpacr ihm die Mittel dazu, aber er starb, ehe der Plan zur Ausführung kam. Andere Wessensfreunde, darunter die bekannten Namen Ranc, Doffas, Ködlin, Denormandie, Brangschheim, Reinaud, Gentich, Sigried, Vernes u. s. w., traten sich zusammen und verpacrten Levauchaux ihre Unterstützung; er sollte einmal praktisch zeigen, daß die Blinden arbeiten können, dann wäre die Sympathie des Publikums gewonnen und die Sache könnte im Großen organisiert werden.

Levauchaux miethete also ein Lokal und seit fünf Monaten beschäftigt er dreißig Blinde, die er auf der Straße aufgefunden hatte. „Kommt mit mir“, sagte er zu ihnen; „ich gebe euch drei Francen täglich, so lange ihr lernt; wenn ihr das Handwerk lernt, so könnt ihr zu Hause arbeiten, werdet per Stüd bezahlt und bekommt außerdem 30 Sous fr. per Tag; seid ihr ein guter Arbeiter, so braucht ihr keine Hilfe mehr und ihr könnt euch anständig durch's Leben schlagen.“ Das Anerbieten war nicht sehr verlockend für Leute, die in Paris ein gutes Quartier bezogen; sie erbettelten sich täglich 5 bis 6 fr., und Sonntags, wo sie ein Instrument blasen oder sonstwie arbeiten, bringen sie es auf's Doppelte und Dreifache. Aber diese kamen doch, denn die Arbeit war ihnen lieber als der Bettel. „Jedesmal“, sagte einer von ihnen, wenn man mir ein Soustück zuweist, ist es mir, als wenn man mir eine Ohrfeige gäbe.“ Auch ein kräftiger, blinder Regier kam, der in den Straßen die Wandspiele spielte und in Paris eine bekannte Persönlichkeit war. „Ich habe nie ein Almosen verlangt“, sagte er, „und für jede Münze habe ich ein Lied gespielt, aber ich giebe die Arbeit vor.“

Das war der Anfang und er hat schon einen netten Erfolg zu verzeichnen. Dreißig Blinde arbeiten in der gemeinnützigen Verfahrn, des Vastroi 11.

Es wird zu Hause beschäftigt, die flechten Körbe, mögen Wärfeln, Stühle, Stuhlgelüste, Matten, Feder-, Feder-, Feder- und Federarbeiten. Die Werkstätte hat bereits für 4000 Frs. den Verkauf und ihre Produkte werden immer gesucht. „Die Blinden“, sagt der Artikel, fabriciren in dem Thierstall als die Sehenden, das hat die Erfahrung außer Zweifel gestellt. Die armen Menschen können sich nicht mit dem äußeren Scheine begnügen, weil sie für sie nicht eifrig; ihr Unglück bringt sie, Alles nach der strengsten Methode zu machen, und darum sind ihre Hände, ihr Stuhlwerk, ihre Zylinderarbeiten u. s. w. die haltbarsten, weil sie nicht im Stande sind, die Fehler des Produktes hinter einem gleichenden Ansehen zu verbergen.“ Die Blindenwerkstätte hat sich daher bereits eine amphotische Fundation erworben, die sich sehr vergrößert; einige öffentliche Gärten, große Hotels und Eisenbahngesellschaften beziehen ihr Material von den Blinden. Das menschenfreundliche Werk hat demnach einen guten Anfang, und hoffentlich auch einen guten Fortgang.

Urtheile über die Frauen.

Eine englische Monatschrift stellt aus Lord Beaconsfield's Werken unter der Überschrift: „Was Lord Beaconsfield von den Frauen dachte“ eine kleine Sammlung von Aussprüchen dieses charaktistischen Diplomaten und Romanisten über die Frauen zusammen. „Es liebt keinen Augenblick, in welchem nicht Frauen irgendwo unter der Gesichtsbekleidung“, sagt derselbe im „Sibyl“. „Heututage und umal mit Rücksicht auf andere Frauen kann man dreißig besapnen, daß Gesellschaft ein normal-unnatürliches Zustand sei.“ (The young duke). „Es giebt kein Elend, moralisch oder körperlich, welches die Frau nicht zu lindern vermöge.“ (Coringsby). „Die Frau, über welche die Gesellschaft meißelt“, hatte sich gewöhnlich den Theilnehmern zugewandt. (The internal marriage). „So viel wie möglich zu Frauen zu sprechen, ist der edelste Weg, gut reden zu lernen.“ Constanina Fleming. „Erfolg den besten Frauen am meisten.“ (Coringsby). „Nur einige Sentenzen französischer Autoren sind hörenswürdig.“ „Das höchste Maß von Achtung besteht uns eine Frau, welche uns um unterfreundschaft bietet, die höchste Anbiederung, wenn sie uns diese bietet“, sagt Madame de Sevigné. „Es ist schwer“, sagt derselbe, „Wittne zu sein; man muß die ganze Selbstgeheimnisse des Mannes zur Schau stellen—ohne deren Unerschaffenheit.“ „Kein Martirium ist für Frau zu schwer, wenn es gilt, ihre Schönheit zu erhöhen.“ (Montaigne). „Die Frau führt nie auf zu Liebe, muß sie der Erde entziehen, nimmt sie ihre Zukunft zum Himmel.“ „Frauen sind Ideale—erst angebetet, dann gerächelt.“

Wir begegnen in der Gesellschaft untereinanderweise so oft einer Frau, von der wir meinen, sie würde eine ausgezeichnete Frau für diesen oder jenen unserer Freunde werden. (M. Dupuy). „Unbeständigheit tadeln wir nur an den Frauen, wenn wir deren Opfer sind.“ (A. Desnoyers). „In Afrika ist die Frau ein Hausstier, in Europa ein räthselhaftes Kind.“ (Sinac de Meillon). „Recht wohl ist Pierre Verdon. Er hat folgende Epigramme verbrochen: „Die Frau plaudert nur das nicht aus, was sie nicht weiß. Im Hof befähigter, Engel in der Liebe. Zu rächen wissen sich nur diese Geschöpfe zwischen Menich und Engel. Hat sie keine schönen Bäume, so giebt sie nur mit den Augen. Freundlichkeit unter Frauen ist nur Waffenstillstand. Herrin und Hofe sammeln überflüssig zwölf Zeufel. So schnell wie die Handfläche ändern sie ihre Meinung.“

Nun, man weiß, zum Zielpunkt wählt der Schöpfer die Punkte, auf denen das meiste Licht ruht, und so beschäfter ein Epigrammatiker gegen die Frauen ist, desto weniger glaubwürdig, weil er da offenbar pro domo sich ereifert.

— Das Nilwasser. Dasselbe wird von den Nilenden als ein ganz besonderes Getränk geschätzt. Alunander, der treffliche Kenner Nordafrika's, welcher aus dem Nil eine ganze Strecke Stromaufwärts fuhr, sagt darüber in seinem Werke: „Bilder aus Ober-Egypten“ Folgendes: „Es dürfte uns und wir liegen einen Krug an einem Strich in die Fluthen jenseit. Ehe wir denselben an den Mund heften, drängten sich uns allerlei Bedenken auf; das Wasser ist trübe, lehmig, wir haben schon unter dem Mikroskop niedliche Hierehen, Krebschen und Würmchen darin bemerkt, wir haben Vieh sich baden, Menschen sich und ihre Kleider oberhalb des Schiffes waschen sehen; da treibt ein Oxytadenaber fort, auf dem ein Rabe pickend steht, und solche Willkuren hat das Stromwasser aus jenem ganzen großen Winterland aufgenommen—eine Mignur von Unrath ganz Nordafrika's, die sollen wir trinken? Wir wagen es, hat es ja nicht seine Söhne bis auf den heutigen Tag, und sie befinden sich wohl dabei. Und wirklich, es war lauterer Nektar; und dieses süßliche Wasser hat uns so geliebt, daß wir dem Landeseingeborenen, der den größten Erdenglück hält.“ Ähnlich sprechen sich andere Afrikareisende, namentlich der deutsche Forscher Gerhard Rohlfs, aus, ohne das man über die Ursachen dieses Wohlgeschmacks im Reinen wäre. Der Nil ist einmal ein geheimnisvoller Fluß und noch lange Zeit wird vergehen, ehe der über ihm lagernde Schleier ganz gelüftet wird.

— Schüler und. „Dein Bruder Paul kommt ja gar nicht mehr in die Schule“, sagte ein feiner Quinarianer auf dem Wege von der Schule zu dem neben ihm wandernden Schulkameraden, „leidet das denn Dein Vater?“ „O, mein Bruder Paul hat Glück“, ruft der Andere aus, „erst hatte er vier Wochen das Schularbeits und jetzt auch noch die Mägen! Ach sage Dir, der Junge hat ein riesiges Glück!“

Große Väter — größere Söhne.

War ein Redner und Scribent,
Tullius Cicero jubelten.
Dieser hatte einen Sohn,
's war ein lustiger Patron,
Namens Marcus filius.

Studio war er zu Athen,
„His Collegi vult“ er nicht geh'n,
Wußte von Philosophie
Nicht und wen'ger nicht als wie
Ein eitriger Hausflecht.

Kind' schloß sich mit Gret' und Mieschen,
Schrieb der Alte die „Officien“
Waher drei, in eistem Schwein
Schloß er sie an Marcus ein,
Lern' er daraus mores.

Und der Sohn war sehr erbaut,
„Alter“, rief er, „truu Daut,
Du verhält' mich nicht.“ Und baar
Nimmt er von dem Antiquar
Einige 50 Drachmen.

Hat's darauf in einer Nacht
Gleich mit Freunden duragebracht.
Und man rief beim Glase froh:
„Hoch der alte Cicero,
Dreimal hoch der junge!“ —

Studio, zieh' daraus den Schluß,
Wie man's eigentlich machen muß,
Denk': „Ein Buch, ein großer Schatz.“
Trag' es schleunigst zum Verkauf,
Und verzeih' mit Brüdern!
M. M.

Der gefährliche Rivale.

JaakMeier wollte heirathen die reiche
Stirne des Aron Hirsch und hatte sei-
nem Freund Levi so lange von deren
Schönheit vorgeschwärmt, daß dieser
endlich frag': „Sag' mir doch, Meier,
ist viel hat denn wohl der Aron Hirsch
interlassen seiner Frau, daß Du dich so
erschwege von ihrer Schönheit?“ Da
wacht die Eifersucht in Meier, er fürch-
tet, daß Levi ihm gefährlich werden
könnte, und schmäht hoch und heuer, daß
Rebecca nichts, gar nichts hat, als ihre
Schönheit. „Wenn Du sie thät'st kenne
von Angeht“, rief er begeistert aus,
„so würdest Du dich überzeugen, daß ich
nicht frag' nach ihrem Vermögen.“ Wie
oll ich nicht kennen Rebecca Hirsch?“
Lächelt Levi, „is sie doch gestern erst gewe-
sen bei mir, und hab' ich doch ihr erst
euch geschrieben...“ Weiter kommt
er nicht. Ganz aufgeregt packt Meier
Angen den Schultern und schreit ihn an:
„Was hast Du? Was sollst Du? Ich sehen die Re-
becca Hirsch?“ Was sollst Du so schrei-
en an die Rebecca? Gleich jag' mir,
was Du geschrieben der Rebecca?“ „Loß
ich nur los.“ flucht Levi ärgerlich, „ich
will Dir Alles sagen.“ „Levi, ich werd'
dich nicht lassen los, bis Du mir hast
esagt, was Du hast geschrieben der Re-
becca Hirsch.“ Meier, Du bringst mich
an, sag' mich los, ich hab' der Rebecca
geschrieben — eine Rechnung — über 12
Rathel'spaar, die sie hat bei mir gekauft
ne Matrage.“

Kinder und Narren zc. zc.

Elsa: „Papa, was thust Du da?“
Vater: „Ich zupfe mit der weißen Haare
aus.“ — Elsa: „Warum zupfst Du die
nicht die schwarzen aus, — die sind ja viel
weniger.“

Neuer Titel.

Reisender: Was ist Ihr Vater, mein
Gaulen?
Büffettmädchen: Nebenganginspекtor.
Reisender: Wie? Was?
Büffettmädchen: Die Leute sagen ge-
eignißlich Bahnwärter dafür.

Erweiterter Sinnspruch.

Salz und Brod
Macht Bananen roth
Aber Butterbroder
Macht sie noch röthler.

Neue Region.

In einer sozialdemokratischen Ver-
ammlung auf dem Lande ertönt plötzlich
in Piff.
Vorlesender (wüthend): „Wer hat
denn da gepfiffen?“
Baner (hohes Selbstgefühl): „Das
war ich, der pff.“

Aus Kalau.

Hans! : Weißt Du, warum der Jo-
as so geheißt hat?
Bepi : Nein, warum denn?
Hans! : Wie ihn der Wallfisch an's
Land gepie'n und die Leute ihn gu-
tunen haben, da sagten sie: „3, Du bist
so naß!“

Aus der Schule.

Lehrer: Karl, sage mir, was ist denn
Sucht?
Karl (nach längerem Bedenken): Wenn
man denkt, 's kimm't Gens!
Zu viel verlangt.

Lehrer (zu seiner Schulsjugend, welche
er zum Empfang des Landesfürsten
aufstellt): Kinder, wenn Ihr Seine
Hoheit kommen seht, so brüllt dreimal
Bibab hoch, wie junge Löwen, und ver-
setzt ja nicht, Euch gleichzeitig zu ent-
wähnen!

Fruchtlose Drohung.

W.: Hast Du schon gehört? Unser
Kommitte hat gestern gesagt, er würde dem
Regenenten Pieper nachstens eine Ku-
bel vor den Kopf schießen.
B.: Ach, das ist nicht gefährlich! —
Der Kerl hat ja ein goldbites Brett vor'm
Kopf.

Unverbesserlich.

Ein biederer Handwerkermann war von
Amerika zurückgekehrt und wußte natür-
lich massenhaft zu erzählen...
Unter Anderem berichtete er auch über
das Umwelen der dortigen Eschubuden.
Zegs bezeichnete er hauptsächlich als
des Land, in welchem man im Handum-
gehen durch eine Kugel im's Jenseits ge-
schickt werden könne; Räuber und Diebe
habe es dort in Masse.

Nun, wendete einer seiner Zuhörer
in, die werden doch wohl, wenn sie bei
einem Diebstahl oder gar einer Mord-
that getroffen werden, aufgehen? J,
antwortete der Erzähler eifrig, das nützt
Alles nichts: bei der ersten besten Gele-
genheit, thun sie es doch wieder,